

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

7. (5. ausserordentl.) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

7. (5. ausserordentl.) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

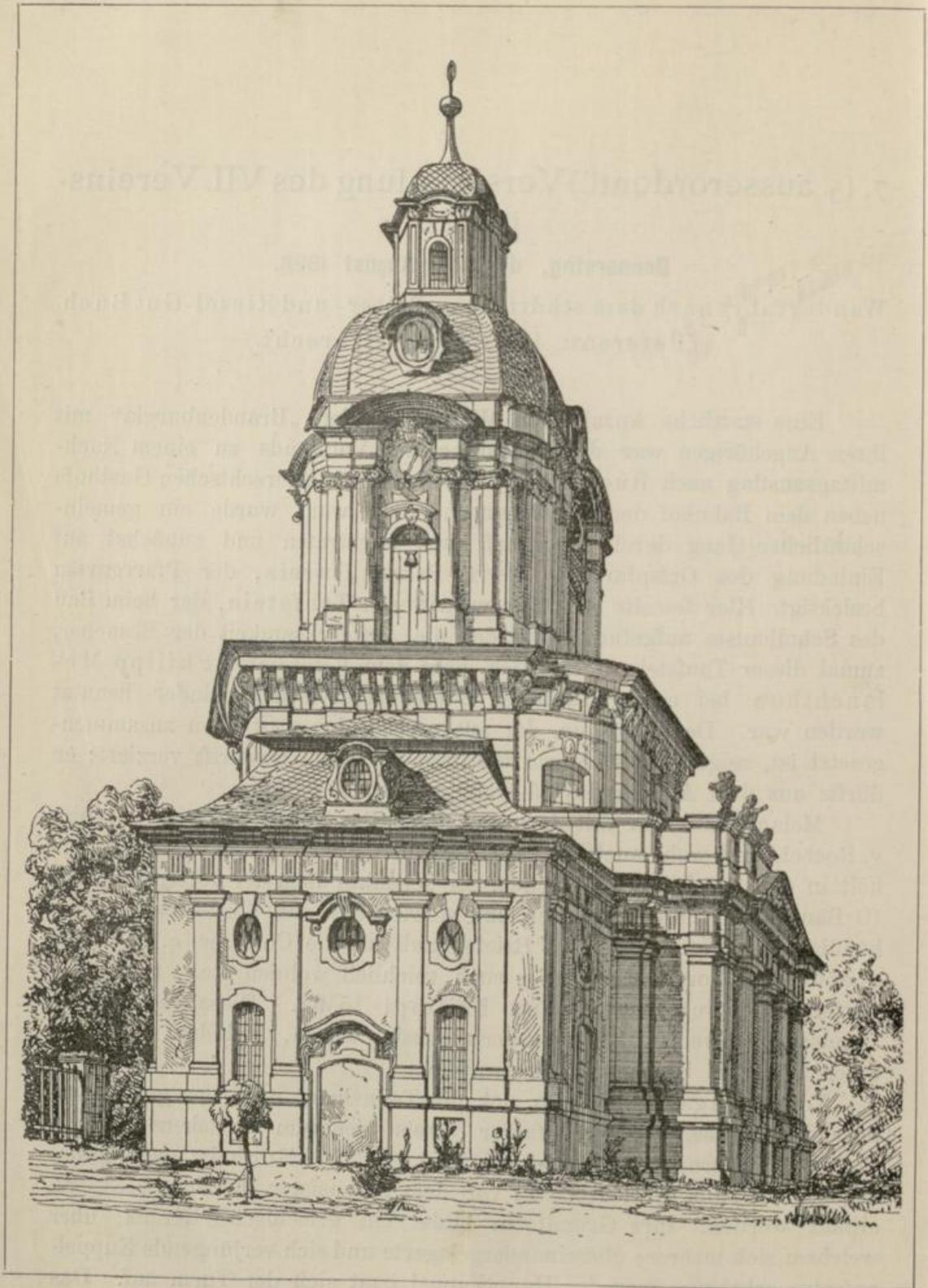
Donnerstag, den 25. August 1898.

Wanderfahrt nach dem städtischen Ritter- und Riesel-Gut Buch.
(Referent: Dr. Gustav Albrecht.)

Eine stattliche Anzahl von Mitgliedern der „Brandenburgia“ mit ihren Angehörigen war der Einladung des Vorstands zu einem Nachmittagsausflug nach Buch gefolgt. Nachdem im Albrechtschen Gasthofe neben dem Bahnhof der Kaffee eingenommen war, wurde ein gemeinschaftlicher Gang durch das Dorf Buch angetreten und zunächst auf Einladung des Ortspfarrers, Herrn Pastor Gareis, der Pfarrgarten besichtigt. Hier fesselte ein alter verwitterter Taufstein, der beim Bau des Schulhauses aufgefunden wurde, die Aufmerksamkeit der Besucher, zumal dieser Taufstein vermutlich von dem Reformator Philipp Melanchthon bei einem Taufakte zweier Roebelschen Kinder benutzt worden war. Der Taufstein, der aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt ist, zeigt die Kelchform und war mit einer Inschrift verziert; er dürfte aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammen.

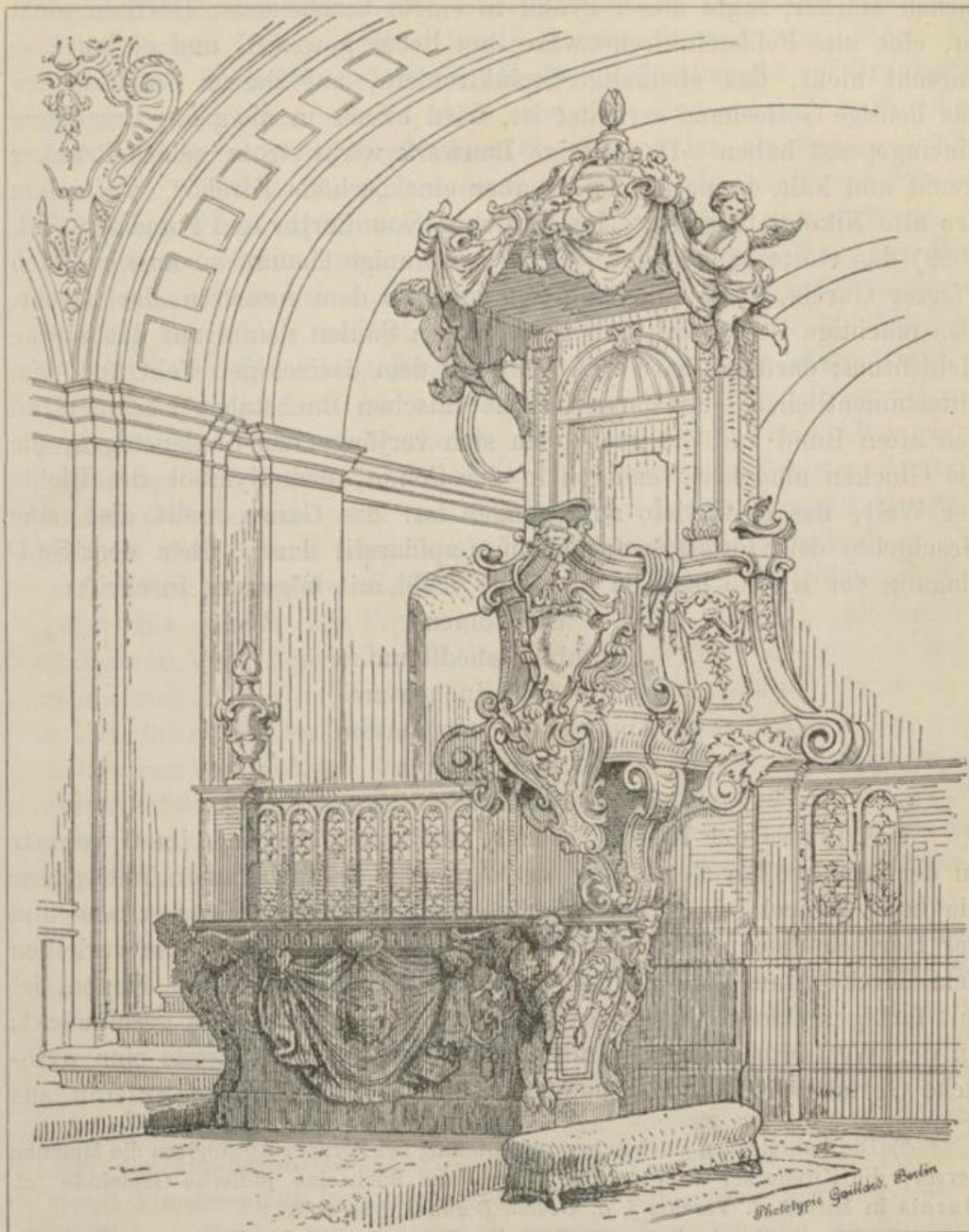
Melanchthon war mit dem damaligen Besitzer von Buch, Joachim v. Roebel, und wohl auch mit dem Pfarrer befreundet und weilte wiederholt in dem märkischen Dörfchen. Er schenkte auch der dortigen Kirche 10 Bände von Luthers Werken und schrieb auf das Vorderblatt eigenhändig einen Vers aus dem Briefe Pauli an die Colosser c. 3 v. 16: „Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen etc.“ nebst der Bemerkung „Scriptum manu Philippi 1559“. Diese interessante Handschrift, welche den Besuchern gezeigt wurde, befindet sich jetzt unter Glas und Rahmen im Pfarrarchiv.

Vom Pfarrgarten begaben sich die Teilnehmer nach der gegenüberliegenden Kirche, wo Herr Pfarrer Gareis wiederum in liebenswürdiger Weise die Führung übernahm. Die Kirche von Buch ist nach italienischem Vorbilde in Roccocostil von dem Baumeister Dietrichs 1731—36 erbaut worden. Ihre Grundform bildet ein griechisches Kreuz, über welchem sich mehrere übereinandergelagerte und sich verjüngende Kuppelaufsätze erheben; über der Hauptkuppel baut sich der Turm auf. Das Äussere der Kirche zeigt eine reiche Säulen- und Pilaster-Architektur,



Kirche zu Buch.

teils aus Sandstein, teils aus verputzten Ziegeln, und übt im Verein mit den Kuppelbauten, den Statuen auf den Attiken und den durch rote Holzverschalung ausgefüllten Zwischenflächen des Turmes einen ganz



Altar und Kanzel in der Kirche zu Buch.

stattlichen und prächtigen Eindruck auf den Beschauer aus. Ob man allerdings beim Anblick des Bucher Gotteshauses an die Peterskirche in Rom erinnert wird, wie weitgereiste Leute dem Pfarrer versichert haben, dürfte dahingestellt bleiben, Theod. Fontane war jedenfalls nicht

dieser Ansicht, als er die Kirche in Buch mit drei übereinandergestellten Gartenpavillons und ihren Turm mit einer Butterglocke verglich (Wanderungen durch die Mark. 1892, IV, 170). Ihm, dem schlichten, einfachen Märker, sagte dieser Prunk in einem bescheidenen Dörflein nicht zu, eine alte Feldsteinkirche wäre ihm lieber gewesen, und er hatte so unrecht nicht, das ehemalige Steinkirchlein, auf dessen Fundamenten das heutige Gotteshaus errichtet ist, wird besser in die ganze Umgebung hineingepasst haben. Das jetzige Bauwerk wirkt trotz seines Prunkes fremd und kalt, immerhin ist es aber eine „schöne Kirche“, wie schon der alte Nikolai in seiner „Beschreibung von Berlin und Potsdam“ (III, 1089) das Gotteshaus nennt. „Für das sinnige Gemüt, so äusserte sich Pfarrer Gareis, liegt eine tiefe Symbolik in dem Äusseren der Kirche. Das mächtige Portal mit den griechischen Säulen deutet auf das antike Heidentum; darüber das Vestibulum mit dem dreieckigen Feld und dem alttestamentlichen Gottesnamen in hebräischen Buchstaben*) erinnert an den alten Bund und die nach oben sich verjüngenden Säulenetagen, die die Glocken umgeben, endigen in der Sonne, dem Symbol des Lichts der Welt, das in Christo aufgegangen ist: das Ganze stellt also eine Geschichte der Gotteserkenntnis im Lapidarstil dar.“ Über dem Südeingang der Kirche befindet sich eine Tafel mit folgender Inschrift:

Sit Nomen
 Domini Benedictum.
 Anno 1731 inchoatum
 Anno 1736 consumatum
 et inauguratum
 Anno 1891 restauratum.

Das Innere der Kirche ist hell und geräumig und im Gegensatz zu der prunkvollen Gestaltung des Äusseren einfach zu nehmen, nur die hohe Kuppel, die Eichenschnitzereien der Kanzel, des Altars und der Herrschaftsempore und ein Marmorepitaph an der Ostseite verleihen dem Kirchenraum eine gewisse feierliche Vornehmheit. Die Kuppel ist mit farbigen Darstellungen des alten und neuen Testaments geschmückt: an der Westseite ein Moses mit Gesetztafeln, an der Ostseite eine weibliche Gestalt mit dem Evangelienbuch**). Kanzel und Altar sind aus

*) Die hebräischen Buchstaben rufen häufig bei Berliner Ausflüglern die Meinung hervor, die Kirche sei ein jüdischer Tempel und Buch eine jüdische Gemeinde (cf. Gareis in Mitteil. d. Vereins f. d. Gesch. Berlins, 1894, S. 68.)

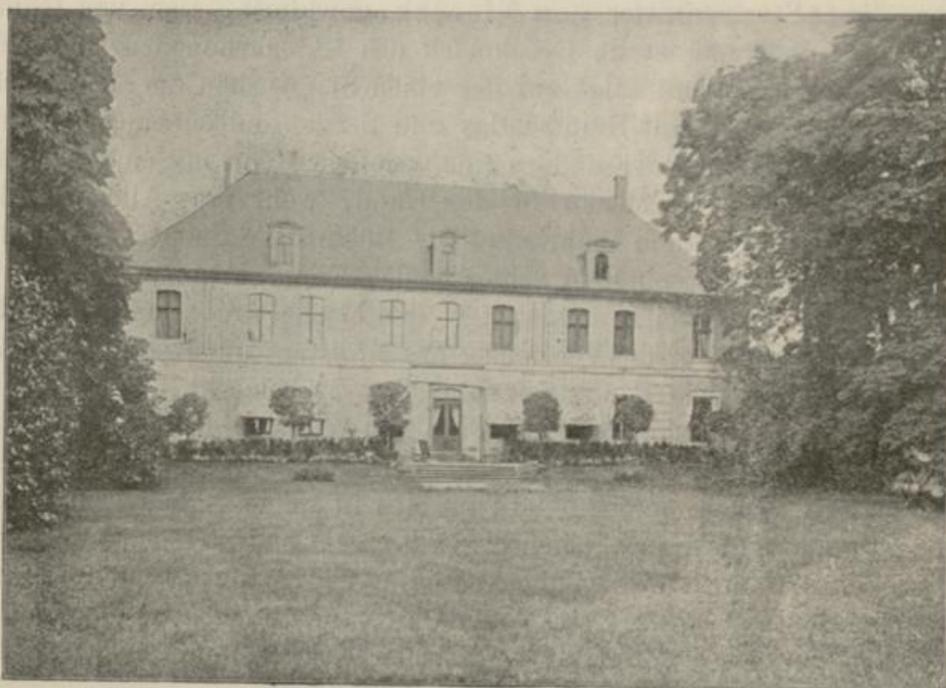
***) Pfarrer Gareis hat anlässlich der Restaurierung der Kirche i. J. 1891 Gelegenheit genommen, sowohl die falsche Schreibart des IX. und X. Gebots auf den Gesetzestafeln richtig stellen, als auch das Buch auf dem andern Gemälde mit der Bezeichnung „Evangelium“ versehen zu lassen. Veranlassung zu der letzteren Änderung gab ihm die irrtümliche Auffassung der weiblichen Gestalt, welche vielfach, so auch von Fontane (a. a. O.), als büssende Magdalena angesehen wurde, während sie eine Personification des Evangeliums ist.

Eichenholz gefertigt und weisen reiche Schnitzereien auf; letzterer hat die Gestalt eines antiken Sarkophags mit einer Darstellung des Christuskopfes vom Schweisstuche der heiligen Veronika. An einer Seite des Altars finden sich Spuren von Säbelhieben, ein Andenken, welches im siebenjährigen Kriege durchziehende Kosaken hinterlassen haben. Altar und Kanzel befanden sich vorher in der Schlosskapelle zu Oranienburg und dann in Französisch-Buchholz, von dort sind sie nach Buch gelangt. Die der Kanzel gegenüber befindliche Orgel ist ein Geschenk König Friedrich Wilhelms II., nach andern der Prinzessin Amalie von Preussen. Das Marmorepitaph im Osträume der Kirche ist dem Erbauer derselben, dem Staatsminister von Viereck gewidmet. Das von Glume herrührende Denkmal ist im Geschmack des 18. Jahrhunderts ungemein prächtig ausgeführt und zeigt auf der einen Seite neben der Grabschrift den Gott des Todes mit Stundenglas und Sense und einen Engel mit der Friedenspalme, auf der andern eine weibliche Figur mit einer Leuchte und einer zerbrochenen Maske in der Hand, wohl eine Allegorie der durch den Tod enthüllten Wahrheit. Die Büste des Ministers krönt das Ganze, darunter sind sein und seiner beiden Frauen Wappen angebracht und die Mitte nimmt eine langatmige lateinische Grabschrift in Goldbuchstaben ein, welche die Verdienste des Ministers um Staat und Kirche feiert. Sie enthält, wie Fontane (a. a. O. S. 175) bemerkt, „keinen Nachklang von jener Reprimande König Friedrich Wilhelms I., die da lautete: „Geheimer Rath von Viereck soll sich meritiret machen, nicht zu viel à l’Hombre spielen, diligent und prompt in seiner Arbeit sein, nicht so langsam und faul, wie er bisher gewesen.“ — „Der Unterschied zwischen preussischen Kabinetsordres und Grabschriften“, fügt Fontane hinzu, „war immer gross“. Der Ostraum enthält weiter keine Grabdenkmäler, nur Glaskästen mit den Orden verstorbener Krieger und eine Kopie der Rubens’schen Auferweckung des Lazarus.

Unter dem östlichen Flügel der Kirche liegt das Grabgewölbe der früheren Gutsherrschaft, welches in zwei getrennten Räumen 22 Särge mit mumifizierten Leichen enthält. In der hinteren Grabkammer steht nur ein Sarg mit der Mumie des Generals Bernhard von Pöllnitz, in der vorderen befinden sich links vierzehn Särge der Familie von Viereck, rechts sieben Särge der Familie von Voss. Der zuletzt Beigesetzte war der Staatsminister Otto Karl von Voss, welcher 1823 starb. Die Gruft konnte nicht besichtigt werden, da der letzte Besitzer aus dem gräflichen Hause von Voss bei seinem Wegzuge die Schlüssel mitgenommen hatte; die Teilnehmer der Wanderfahrt konnten daher nur durch die kleinen Luken in das Innere des Gewölbes blicken, wo die in drei Reihen übereinanderstehenden Särge sichtbar sind. (Eine Schilderung der Grabkammer findet sich bei Fontane a. a. O. S. 171 ff.) Die seit Mitte dieses Jahrhunderts verstorbenen Mitglieder der Familie

von Voss sind in einem Erbbegräbnis auf dem kleinen Friedhof bei der Kirche beigesetzt, eine Angehörige der Familie, die bekannte Julie v. Voss Gräfin von Ingenheim, ist vor dem Altar in der Kirche bestattet, wo sich bis 1891 eine kleine Vertiefung im Fussboden befand, seit der Restauration der Kirche ist diese Einsenkung aber verschwunden. (Über Julie v. Voss vgl. den nachfolgenden Vortrag).

Aus dem Nordportal der Kirche gelangten die Teilnehmer in den schönen Gutspark und begaben sich zuerst nach dem Herrenhause, welches seit dem Wegzuge der gräflichen Familie mit seinen leeren

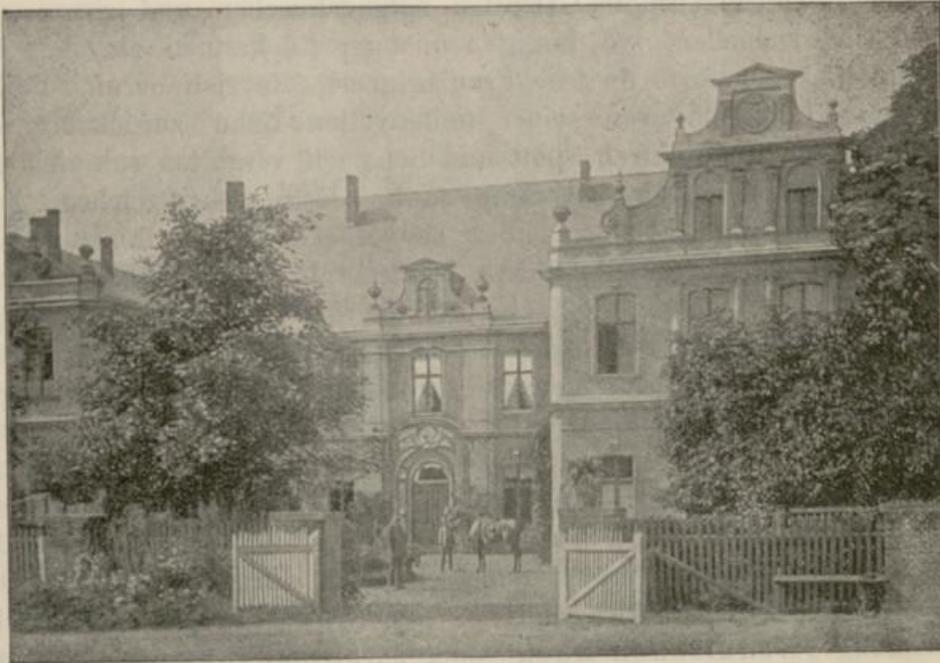


Vorder-Ansicht des Schlosses Buch.

Zimmern still und öde daliegt; das Gebäude wurde deshalb nur von aussen in Augenschein genommen.

„Das Schloss zu Buch, sagt Fontane (a. a. O. S. 170), ist ein Flügelbau von jener einfachen Art, wie das vorige Jahrhundert ihrer so viele auf unsern märkischen Rittergütern entstehen sah. Sie haben einen gemeinsamen Familienzug und wenn sich das vor uns liegende Schloss von ähnlichen Bauten unterscheidet, so ist es durch nichts als durch eine noch grössere Einfachheit. Aller Schmuck scheint geflissentlich vermieden. Keine Säulen, kein Fries, kein Fenstersims; nicht Turm, nicht Erker, ja selbst die Rampe fehlt, die sonst wohl den Eindruck der Stattlichkeit schafft oder steigert. Ein Paar Arabesken schnörkeln sich um die Thür und ein halbes Dutzend Orangenbäume fassen den

Kiesplatz ein. Alles schlicht, und doch hat man das bestimmte Gefühl, dass hier Reichtum und Vornehmheit ihre Stätte haben. Das Haus gleicht einem einfachen Kleid, einfach und altmodisch, aber der Park, der es einfasst, ist wie ein reicher Mantel, der die Frage nach dem Schnitt des Kleides verstummen macht.“ Was Fontane in den sechziger Jahren schrieb, trifft auch heute noch zu, nur ist Reichtum und Vornehmheit aus dem Schlosse verschwunden, still und verlassen liegt es jetzt da, seit die Familie von Voss das Rittergut der Stadt Berlin überlassen hat. Die Zimmerflucht des oberen Stockwerks steht leer, in



Hintere Ansicht des Schlosses Buch.

einigen Zimmern des unteren Stockwerks wohnt der städtische Administrator Herr Müller.

Am Herrenhause vorüber begaben sich die Teilnehmer nach dem Orangeriegebäude, vor welchem Dr. Gustav Albrecht den folgenden Vortrag:

„Zur Geschichte des Rittergutes Buch“

hielt:

Hochverehrte Anwesende!

Der kleine märkische Rittersitz Buch ist dem grossen Publikum meist nur dem Namen nach bekannt. Obwohl dicht vor den Thoren von Berlin gelegen und in unmittelbarer Nähe eines sehr belebten Schienenweges, hat es doch die Beachtung der grossen Menge der Aus-

flügler nur in geringem Masse auf sich gezogen. Still und einsam, unberührt von dem grossen Getriebe der Welt, lag das Dörfchen und hinter hohen Buchen das einfache Schloss mit seinem lauschigen Parke stets da, nur zuweilen von Geschichts- und Kunstfreunden aufgesucht. Ein trüber Schatten, eine tiefe Schwermut schien seit jeher über Schloss und Park zu liegen, und hielt die Besucher zurück, den stillen Frieden zu stören, und wenn man die prächtigen dunklen Buchenalleen hinunterschreitet an düsterem Tannendickicht und träge dahinfließenden Wasserläufen vorüber, da scheint es wie ein Seufzer der Trauer durch die Wipfel der Bäume zu zittern, dann scheinen im fernen Halbdunkel schemenhafte grangebeugte Gestalten dahinzuhuschen und einem entlegenen Orte zuzueilen, wo inmitten düsterer Edeltannen ein einfaches Denkmal in Würfelform an jene Frau erinnert, die sich berufen fühlte, Preussens Königssohn von seiner unheilvollen Bahn zurückzuführen, aber ihre reine Liebe durch Spott und Schmach vergolten sah und gebrochenen Herzens früh ins Grab sank. Kein Schriftzeichen, kein Denkmal nennt ihren Namen, aber der Märker kennt ihn, und die heilige Scheu vor der unglücklichen Dulderin hält die lärmende Schar der Ausflügler zurück von der Stätte, wo sie, die Gemahlin eines Königs, in tiefem Frieden einem besseren Leben entgegenschlummert. Die Grafen von Voss hätten nicht nötig gehabt, ihr Besitztum so engherzig gegen fremde Besucher abzuschliessen, das Mysterium von Buch, das von Seelenkämpfen, von Gram und Thränen erzählte, zog eine unsichtbare, undurchdringliche Schranke um Baum und Stein, um Park und Schloss.

Die Geschichte von Buch bietet ausser den Namen seiner Besitzer und ihren Thaten im allgemeinen nichts Besonderes dar. Der Ort ist eine slavische Niederlassung, worauf sowohl die bis 1480 übliche Bezeichnung „Wendischen Buck“ oder „Wentschenbuck“ hindeutet, als auch der Name Buch selbst, welcher vom slav. buk = die Buche abzuleiten ist. Die älteste urkundliche Nachricht ist, wie so häufig, im Karolinischen Landbuche von 1375 enthalten, welchem zufolge ungefähr im Jahre 1345 der Ritter Betkin von Wiltberg die gutsherrlichen Rechte von Wentschen-Bug, wenigstens das höhere Gericht, die Bede und den Wagendienst an die von Bredow verkauft hatte. Ausser Fritz und Claus von Bredow bezogen aber noch andere Besitzer Einkünfte aus den Liegenschaften des Dorfes, nämlich Hans und Thomas von Röbel und die Bürger Wichusen und Albert Rathenow, ausserdem war ein Altar der Nikolaikirche in Berlin mit Hebungen ausgestattet. Das Rittergut mit 4 freien Hufen besass Schmetsdorf, der auch zum Lehnsdienst verpflichtet war. Das Areal des Dorfes umfasste dem Landbuch zufolge 40 Hufen, thatsächlich betrug die Hufenzahl aber 45, wie sich aus späteren Schossregistern ergibt, da die Pfarrhufen (4) und ein Ackerland, die „Wendenstücke“, (1)

nicht mitgezählt waren.*) Von den 45 Hufen waren ausser den 4 Pfarrhufen die 4 Ritterhufen abgabefrei, die übrigen 37 Bauerhufen zahlten Pacht, Zins und Bede. Die Zahl der Bauern wird nicht angegeben, dagegen die der Kossäthen auf 21.

Ein Krug und eine Mühle waren im Dorfe vorhanden, ferner bestand daselbst ein Lehnschulzenamt, dessen Besitzer, vermutlich der obenerwähnte Schmetsdorf, die Pacht von 6 Hufen bezog und jährlich den Bredows als Lehnsherren für das Lehnsgut anderthalb und für das Lehnspferd ein halbes Stück Geldes entrichten musste.

Ungefähr ein halbes Jahrhundert später werden die von Röbel als Lehnsherren erwähnt, denn ein Lehnbrief vom August 1412 führt die Brüder Thomas und Zander von Röbel (Tamme vnd Czander Robil) als Inhaber des obersten Gerichts an und veranschlagt ihre Besitzungen zu „windischen Buck“ auf 16 Stücke Geldes (Riedel, Cod. III, 1, S. 50). Das Rittergut in Buch scheinen damals die Herren von Krummensee in Besitz gehabt zu haben, da eine Urkunde vom Januar 1416 ihre Belehnung „czu wendeschen buk“ mit einem „hoff mit III hufen mit allen rechten“ und verschiedene andere Hebungen angiebt (Riedel, Cod. III, 1, S. 66). Ferner besass der Ritter Hans v. Waldow „im dorff czu Buck czu einem rechten angefelle vnd auch czu rechten manlehen czwey stücke geldes“, welche ihm Kurfürst Friedrich laut Urkunde v. 9. Juli 1441 (Riedel I, 12, S. 101) gegen Lösung der verpfändeten Urbede zu Straussberg verschreibt.

Einen Teil der Hebungen in Buch besass zu jener Zeit noch die Berliner Familie Rathenow, denn nach einer Urkunde vom 11. Januar 1431 (Riedel, Cod. I, 11, S. 330) verpfändet der Bürger Siegmund Rathenow zu Cöln mit Genehmigung des Markgrafen Johann verschiedene Renten und Hebungen in „dem dorff wendischen Buck“ an zwei Bürger in Salzwedel und am 11. Februar 1438 belehnte Markgraf Friedrich der Junge die Familie Rathenow ausser andern Besitzungen und Hebungen mit „ein stücke geldes czu wendischen Buck“ (Riedel, Cod. I, 11, S. 343). Ausserdem war der obenerwähnte Altar der Nikolai-kirche noch zu einer Hebung berechtigt, welche Verpflichtung erst 1541 abgelöst wurde. Die Gerechtsame der Familie Rathenow scheinen dagegen schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von den Røbels ausgekauft worden zu sein, da sie seit dieser Zeit nicht mehr erwähnt werden.

In den Schossregistern von 1450 und 1480 werden die von Röbel schliesslich als alleinige Besitzer von „Wendeschenbuk“ (1480 Wendisgenbuck) genannt und der Umfang des Rittergutes auf 12 Hufen angegeben. Dagegen beschränkt ein Lehnbrief vom Jahre 1483 den von Røbelschen

*) Fidicin, Territ. I, 2. S. 51.

Besitz auf sieben Teile am Dorf, auf den See, den Edelhof mit Schäferei, Holz und Wiesen.*) Das Rittergut war nebst den ursprünglichen Hufen durch Auskauf und Einziehung von 10 Bauernhufen und aus der ursprünglich zum Lehnschulzengute gehörigen Schäferei gebildet worden (Fidicin, l. c.). Von den Besitzern aus der Familie von Röbel werden folgende als in Buch wohnhaft urkundlich erwähnt:

Thomas von Röbel als Zeuge in zwei Urkunden des Klosters Lehnin von 1459 (Tamme rabel to buck b. Riedel, Cod. I, 10, S. 301) und von 1475 (Tomas Röbel to Buck b. Riedel, Cod. I, 10, S. 338).

Hans von Röbel in einem Lehnsregister von 1522 (Hansz Robel zu Buck) und in einer Urkunde vom 20. September 1526 (Riedel, Cod. I, 10, S. 372), nach welcher Abt Valentin von Lehnin das Schulzengut zu Wandlitz von dem bisherigen Inhaber Andreas Schilen wegen seines Alters und seiner Gebrechlichkeit zurückkauft und es dem Hans von Röbel (hansen Röbel zu Buch gesessen) verleiht.

Joachim von Röbel in einem Lehnsbrief vom 29. Dezember 1574 als bereits verstorben und seine unmündigen Kinder Moritz, August, Hans, Dietrich, Joachim, Zacharias, Erntrich (Ehrenreich), Valtin (Valentin) und Tamme (Thomas) von Röbel.

Die beiden zuletzt genannten Besitzer, der kurbrandenburgische Rat Hans von Röbel und sein Sohn, der nachmalige Feldherr in kaiserlichen Diensten, Joachim von Röbel, waren eng mit dem Reformator Philipp Melanchthon befreundet, der mehrmals in Buch weilte und zwei Kinder Joachims über die Taufe hielt. Er schenkte auch der Kirche zu Buch zehn Bände der Wittenberger Ausgabe von Luthers Werken, in deren zehnten Band er einen Spruch aus dem Briefe Pauli an die Colosser (3, 16) mit der Jahreszahl 1559 eigenhändig eintrug (s. o.). Neben Hans von Röbel wird Valentin von Röbel als Mitbesitzer in dem Visitationsprotokoll von 1541 angeführt. Joachim von Röbel gelangte in brandenburgischen, sächsischen und kaiserlichen Diensten zu hohen Ehren und hat sich besonders bei Sievershausen ausgezeichnet. Als kaiserlicher Feldmarschall besuchte er 1572 seinen Bruder, den Kommandanten von Spandau, und starb bei diesem Besuche. Er ist nebst seinem Bruder († 1575) in St. Nikolai daselbst bestattet, wo eine langatmige Grabschrift seine Thaten meldet. Joachim von Röbel war mit Hedwig von Krummensee aus dem Hause Landsberg vermählt, aus dieser Ehe stammten die obenerwähnten Kinder.

Hans von Röbel kaufte 1541 den letzten Rest der dem Rittergute fehlenden Hebungen, nämlich eine Abgabe von 1 Wspl. 22 Schfl. Getreide, welche von 5 Höfen jährlich an das Lehn Martini in der Nikolai-

*) Urkunde vom 8. April 1483 b. Riedel, Cod. I, 12, S. 113: „am dorfe Buck seuendeyl vnd die See mit alle. Item einen frien hoff, dar sie up wanen, met der scheperie, holte vnd wesen“.

kirche (s. o.) geleistet werden musste, von den Vorstehern des gemeinen Kastens in Berlin zurück (Fidicin, l. c.), und nun erst befanden sich die von Röbel im ausschliesslichen Besitze aller Gerechtsame und Hebungen im Dorfe, wie dies auch die späteren Lehnbriefe angeben.

Aus derselben Zeit ist in dem erwähnten Visitationsprotokolle von 1541 eine genaue Nachricht über die Kirche und Pfarre von Buch erhalten. Wir erfahren aus derselben, dass sich ein Gotteshaus dort befand, mit welchen Gerätschaften der Altar ausgestattet war, wie hoch sich das Einkommen des Pfarrers und des Küsters belief u. ähnl.)*

Der erwähnte Pfarrer Valentin Denyss oder, wie Berghaus (Landb. II, 464) ihn nennt, Valentin Dionys Jesaias Richter war der erste lutherische Prediger in Buch, er wirkte von 1539—1598 dort und starb an der Pest, welche in jenem Jahre in Buch nicht weniger als 152 Personen hinwegraffte. Die Pest und dann der dreissigjährige Krieg haben dem Dorfe arge Wunden geschlagen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wohnten im Dorfe laut Nachrichten, die sich im Pfarrarchive befinden, 10 Bauern und 15 Kossäten, nach dem Kriege waren sie auf 3 Bauern und 5 Kossäten zusammengeschmolzen, ihre verlassenen Höfe waren teils verwildert, teils von der Gutsherrschaft eingezogen worden. Bei einer Hochzeit im Jahre 1641 musste erst ein Weg vom Brauthause nach der Kirche durch das wild wachsende Gesträuch mit der Sense gehauen werden; so wüste war es im Dorfe. Der Pfarrer Weigel wohnte damals in Berlin und musste zu Fuss nach Buch wandern, um die Predigten und Amtshandlungen vorzunehmen. Die Herren von Röbel sorgten übrigens für die im Dorfe wohnenden armen Leute nach Kräften, wie ein Stiftungsbrief vom 1. Mai 1570 erkennen lässt, worin sich (Riedel, Cod. I, 12, S. 480) folgender Passus befindet:

„Hierüber ordnen wir auch tzu ewigen tzeitten tzehen Thaller, welche den armen leutten in vnserm anererbten Lehendorff tzu Bock

*) Die Stelle im Protokoll (Riedel I, 11, S. 475) lautet: Buck, ist itzo pfarrer ualtin Denyss, Collatores der pfarren hans vnd valentin robel, hat II kelche, II k reutzen silbera, hat silbern Monstrantzen, hat vngeferlich Ic. X Communicanten, tregt der opfer jerlich bis in L gr., hat ein Pfarhuss vnd garten doran, hat III hufen, die der pfarrer aufgethan, gibt jede XI schfl. rocken vnd X schfl. hafern, hat holtz, das vf den hufen stehet, hat eine grossen wisen hinder den hufen sambt andern Wislein, dorauff er biss in XII fuder heues gewinnen kann; hat diss dorf XLI hufen, gibt jede hufe dem Pfarrer I schfl. rocken, macht XLI schfl., I pfd. wachs jerlich. Das gotshaus hat auch den fleischzehendt vff einem houe, dorauff itzo Paul Zerbst whonet. Kuster hat von jeder hufe III virtell, II brot gibt jeder hufener, III brot des Jars jeder Cothses, II eier von jeder hufen, II eier jeder Cothses, II gr. der pfarrer sambt einer maltzeit, II gr. das gotshaus; hat kein kusterheusslein. Gotshaus hat drei felde mehr dan eine hufe, darauff konnen III schfl. Korn gesehet werden, hat kein zins, dan jeder gibt des Jars III pf., XVIII pf. jeder Cothses jerlich dem gotshause, seindt derselben V. Diese Pfarre hat ein filial Karo.

Jerlichs sollen gereicht werden, Nemblich acht Thaller für Tuch tzu Kleidung vnd tzwene Thaller tzu Schuhn, vnser auch im besten darbei tzu gedenken.“ Unterzeichnet ist die Stiftungsurkunde von verschiedenen Mitgliedern der Röbelschen Familie.

Der Rittersitz Buch wurde im Laufe des 16. Jahrhunderts um 2 Freihufen vermehrt, welche zu einem ausgekauften Bauernhofe gehörten, denn das Schossregister von 1624 führt 14 Ritterhufen an, über die Bewirtschaftung des Gutes und seine Besitzverhältnisse sind aber aus jener Zeit keine Nachrichten erhalten. Der letzte Röbel auf Buch, welcher als Gouverneur in Berlin starb, verkaufte 1670*) seine Güter Buch, Karow und Birkholz an den Generalmajor und kurbrandenburgischen Staatsminister Freiherrn Gerhardt Bernhard von Pöllnitz, den Grossvater des durch seine Anekdoten mit Friedrich dem Grossen bekannten Kammerherrn von Pöllnitz, und von dessen Söhnen ging Buch 1724 an den Staatsminister Adam Otto von Viereck über. Die Leiche des Freiherrn von Pöllnitz wurde im Grabgewölbe der alten Kirche beigesetzt und ist, wie auch die andern der später bestatteten Leichen von der beständig durchwehenden trockenen Luft vollständig ausgetrocknet und mumifiziert. Die Mumie des Freiherrn von Pöllnitz liegt mit einem grauen Domino bekleidet in einem schweren Eichensarge und zeigt auf der Stirn die Narbe eines im dreissigjährigen Kriege erhaltenen Säbelhiebs, ausserdem ist das Nasenbein eingebrochen, und zwar infolge einer Leichenschändung, welche die im Jahre 1806 in Buch hausenden Franzosen vornahmen. Sie zerrten die Mumie aus dem Sarge und stellten sie mit einer Muskete im Arm an das Parkthor, hierbei fiel der Körper um und erlitt die angegebene Beschädigung.

Über dem Grabgewölbe und den Grundmauern der alten Kirche liess der Staatsminister von Viereck in den Jahren 1731—36 die jetzige Kirche in italienischem Stil von dem Baumeister Friedr. Wilhelm Dietrichs erbauen. In die Zeit seiner Herrschaft in Buch fällt der siebenjährige Krieg, welcher die Bucher die Bekanntschaft der Russen machen liess. „Schon nach der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf waren die Bewohner des Dörfchens in grosser Angst und Sorge, da am 13. August 1759 die umliegende Gegend von Berlin, also auch Buch, zum Vorspann nach Berlin beordert wurde, weil die Königliche Familie einpacken und abreisen wollte. Doch für diesmal blieb es bei der Angst. Aber als der Oktober 1760 kam, wurde aus der Angst bittere Noth. Vom Bucher Kirchturm aus beobachteten die Leute in der Nacht des 4. Oktober die Beschiessung von Berlin durch den russischen General Tottleben, hörten jeden Kanonenschuss und sahen

*) Das Jahr 1715, welches Fidicin, Territ., l. c., angiebt, ist nicht richtig, da Freiherr von Pöllnitz bereits 1679 in Buch beigesetzt wurde.

die Feuerkugeln fliegen. Berlin kapitulierte. Am 7. morgens kamen sieben Kosaken und ein junger Dragoneroffizier und erpressten von der Gemeinde zweimal 30 Thaler. Abends 5 $\frac{1}{2}$ Uhr kamen andere Kosaken und verlangten 1000 Thaler, sonst würden sie das Dorf abbrennen. Mit brennenden Strohwischen ritten etliche schon auf die Gehöfte. Der Pfarrer wurde auf das Aergste mit dem Kantschu von ihnen misshandelt, das Pfarrhaus gänzlich ausgeplündert. Der Schulze muss ihnen endlich den Weg nach Schönerlinde zeigen, unterwegs hängen sie ihn zweimal auf und schneiden ihn wieder ab. Ganz Schönerlinde flieht. Auch die Bucher Gemeinde packt um Mitternacht Hals über Kopf auf und flieht in die Königliche Heide bis in die Nähe des Liepnitz-Sees; eine Wöchnerin, die vor 9 Tagen eines Kindes genesen, führen sie in Betten auf einem Wagen mit sich, strömender Regen zwingt sie, sich Laubhütten um die zusammengefahrenen Wagen zu bauen, ein Orkan macht den Aufenthalt im Laubwald lebensgefährlich. Endlich, nachdem auch die Kosaken bis in diesen Schlupfwinkel gedrungen, kehren die Bucher halbverzweifelt am 16. Oktober in ihr gänzlich verwüstetes Dorf zurück. Wie die Russen hier gehaust hatten, spottet jeder Beschreibung; auch damals schon, erwähnt die Chronik, sei der Altar durch Säbelhiebe lädiert worden. Ein jämmerliches, trauriges Leben begann nun für einen Jeden buchstäblich auf den Trümmern seiner Habe, bis die Nachricht von dem Siege bei Torgau wieder frohere Gesichter machte. So feierte man am 23. November einen Dank-Gottesdienst; allerdings die meisten in ihren Fluchtgewändern!“ Dieser Passus aus der Pfarrchronik über die Oktobertage 1760 gehört mit zu dem Ergreifendsten, was sie enthält.*)

Nach dem Tode des Ministers von Viereck 1763 übernahm sein Schwiegersohn, der Domprobst Friedrich Christian von Voss, das Gut Buch und die andern Besitzungen, und seitdem hat die Familie von Voss ununterbrochen auf dem kleinen Rittergut gesessen. Die Familie von Voss oder Fuchs, welche aus Mecklenburg stammt, ist sehr alt und verschiedene Mitglieder derselben werden im 14. Jahrhundert als markgräfllich-brandenburgische Dienstmänner erwähnt. Ausser im Barnim waren die von Voss seit 1720 auch in der Priegnitz ansässig. Auf den im Jahre 1784 verstorbenen Domprobst Friedrich Christian von Voss folgte als Patronatsherr der Staatsminister Otto Karl Friedrich von Voss, welcher am 30. Januar 1823 starb. Seine sämtlichen Besitzungen, auch die in der Priegnitz, gingen auf seine Söhne Friedrich Wilhelm Maximilian und Karl Otto Friedrich über, von denen der erstere 1840 von Friedrich Wilhelm IV. unter dem Namen „von Voss-Buch“ nach dem Rechte der Erstgeburt in den Grafenstand erhoben wurde,

*) Mitteilungen des Vereins f. d. Geschichte Berlins. 1894. S. 69 f.

welche Würde, da der Rittmeister am 28. Februar 1847 ohne Nachkommen starb, auf seinen unverheirateten Bruder, den Konsistorialpräsident K. O. F. v. Voss ausgedehnt worden ist, dass sie auf jeden der Voss'schen Familie angehörigen Nachfolger in den Fideikommissgütern Buch und Karow übergehen soll. Der Konsistorialpräsident Graf v. Voss starb am 3. Februar 1864, ihm folgte im Patronat der General der Infanterie Hans August Ferdinand Graf von Voss, welcher am 1. Juli 1871 das Zeitliche segnete, und diesem der Königl. Kammerherr und Oberstlieutenant a. D. Otto Leopold Siegfried Graf von Voss. Letzteren ereilte ein tragisches Geschick. Er begab sich am 19. Dezember 1892 in die Forst, um die Holzschläger zu besichtigen, und wurde hierbei durch eine angeschlagene Kiefer getroffen, welche ihm quer über den Leib fiel. Es wurde von den Aerzten Rippen-, Rückenwirbel- und Oberschenkelbruch konstatiert; am 23. Dezember 1892 erlag der Verunglückte, der sich allgemeiner Hochachtung erfreute, seinen Verletzungen. Da der Graf keine Kinder hinterliess, ging das Majorat auf seinen Bruder, den Grafen Georg von Voss-Buch, über. Mit diesem wurden im Jahre 1896 seitens der Stadt Berlin Verhandlungen wegen Überlassung des Rittergutes zu Rieselzwecken angeknüpft, welche im April 1898 darin ihren Abschluss fanden, dass die Familie von Voss-Buch das ca. 5000 Morgen umfassende Majoratsgut Buch der Stadt Berlin für 3½ Millionen Mark überliess. Berlin braucht die umfangreichen Ländereien für Berieselungszwecke im Anschluss an die bereits bestehenden Rieselfelder bei Blankenburg und Falkenberg.

Umfangreiche Änderungen im Gelände wird dieser Besitzwechsel natürlich zur Folge haben, im Schloss und im Park ist vorläufig alles beim Alten gelassen worden, ebenso auf dem Friedhofe und in der Kirche. Jene düstere Schwermut, von der ich oben sprach, liegt noch heute über die in tiefen Schatten gehüllten Buchengänge gebreitet, stiller Frieden umzieht noch heute Baum und Strauch, Schloss und Kirche und selbst der munter plätschernde Wasserfall der Panke, welche in verschiedenen Wasserfäden den Park durchzieht, vermag die friedliche Stille, die Ruhe der Erinnerung, die uns beim Anblick des Denksteins im Park beseelt, nicht zu unterbrechen. Jenes Denkmal mit der Inschrift:

Soror optima
Amica patriae
Vale

ist von dem Bruder nur als Erinnerungszeichen an die beste Schwester und die Freundin des Vaterlandes, an Julie von Voss errichtet; vor dem Altar der Kirche, in einem schlichten Grabe ohne Denkstein, ohne Inschrift, wurden ihre irdischen Überreste zur letzten Ruhe niedergelegt.

Sie wollte nicht in dem allgemeinen Grabgewölbe beigesetzt sein, ihr graute vor der Gesellschaft der trockenen Mumien, abseits und unbeachtet wollte sie schlummern, vergessen von der undankbaren Welt. Hat die Mitwelt sie auch schnöde behandelt, die Nachwelt hat sie nicht vergessen und ihr ein bleibendes Andenken bewahrt, und wer nach dem stillen Parke von Buch pilgert, den verlangt es, von der unglücklichen Julie von Voss zu hören.

Julie von Voss war die Tochter des Geh. Justizrates und ehemaligen Gesandten am dänischen Hofe, Friedrich Christoph Hieronymus von Voss, und seiner Gemahlin Amalie Ottilie von Viereck; sie wurde nach Angabe des Kirchenbuchs am 4. Juli 1766 zu Buch geboren und am 24. Juli von dem Hofprediger Sack auf die Namen Elisabeth Amalie getauft. Weshalb man sie später Julie genannt hat, unter welchem Namen sie auch in den Aufzeichnungen ihrer Tante, der Oberhofmeisterin von Voss, auftritt, ist unerklärlich; der Name hat sich jedoch so eingebürgert, dass man ihn weiter beibehalten muss. Über Juliens Jugend und Erziehung ist nichts bekannt. Durch ihre Tante wurde sie schon früh mit der Gemahlin Friedrichs des Grossen, der Königin Elisabeth Christine, bekannt und auf deren Wunsch bereits im siebzehnten Jahre 1783 an den Hof in Schloss Schönhausen gebracht. Hier erregte Julie von Voss durch ihre schöne Gestalt, ihre marmorähnlich glänzende weisse Haut und durch die üppige Fülle ihres rotblonden Haars die allgemeine Aufmerksamkeit, man gab ihr den Namen „Ceres“ und konnte nicht genug ihre Tugend und Sittsamkeit preisen. Kein Wunder war es daher, dass der für weibliche Schönheit leicht empfängliche Prinz von Preussen, der spätere König Friedrich Wilhelm II., bei seinen Besuchen in Nieder-Schönhausen bald in heisser Leidenschaft für die junge Hofdame erglühte und sie bei jeder Gelegenheit auszeichnete. Er kam oft nach Schloss Schönhausen, verfolgte das Fräulein auf Schritt und Tritt und bestürmte sie mit seinen Liebesbeteuerungen. Julie von Voss setzte den Bemühungen des Prinzen anfangs eisige Kälte entgegen, sie kannte seine bewegte Vergangenheit und war zu stolz die Maitresse des Fürsten zu werden.

Prinz Friedrich Wilhelm war zu jener Zeit bereits seine zweite Ehe eingegangen. Zuerst seit 1765 mit Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg vermählt, hatte er sich 1769 von ihr scheiden lassen, da sie dieselben Freiheiten für sich in Anspruch nahm, die sie ihren Gemahl geniessen sah. Noch in demselben Jahre vermählte sich der Prinz in zweiter Ehe mit Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, aber auch diese Ehe blieb eine unglückliche, da Friedrich Wilhelm nach wie vor seinen Passionen nachging und namentlich aus seiner Liebschaft mit der Frau seines Kammerdieners Rietz absolut kein Hehl machte. Dass ein junges tugendhaftes Mädchen wie Julie von Voss unter solchen Umständen von

Abscheu und Schrecken vor den prinzlichen Liebesbewerbungen erfüllt werden musste, ist selbstverständlich. Der junge Prinz aber liess nicht nach, seine Werbungen wurden stürmischer, sein Drängen heftiger und heisser und allmählich — wer vermag die Regungen eines weiblichen Herzens zu ergründen — zog in Juliens Herz eine sich steigernde Neigung für den Fürsten ein, die Glut seiner Leidenschaft wirkte betäubend, hypnotisierend auf sie ein. Noch einmal versuchte sie sich dem dämonischen Einflusse zu entziehen, da sie ihr Unglück und ihre Schande vor Augen sah, sie machte dem Prinzen unter Thränen Vorwürfe und bat ihn, sie in Frieden zu lassen.

Sie vertraute sich ihrer Tante, der Oberhofmeisterin von Voss, an und veranlasste sie, auf den Prinzen einzuwirken. Vergebens — Friedrich Wilhelm versprach zwar, infolge ihrer Ermahnung, das Fräulein zu meiden, und — war am nächsten Tage wieder in Schönhausen. Julie vermied es nach Möglichkeit, ihm zu begegnen, und zeigte sich spröde und zurückhaltend, da sie aber von keiner Seite Beistand oder Rath fand, überliess sie sich schliesslich dem Sehnen ihres Herzens, das sie zum Prinzen hinzog. Als er eines Tages nach der Tafel heftiger als je auf sie einsprach, verlor sie die Fassung und brach in Thränen aus. Natürlich gab die Liebesgeschichte, obwohl sie längst kein Geheimnis mehr war, der Hofgesellschaft Stoff zu allerhand Klatsch, und Juliens Tante versuchte nun, freilich zu spät, durch Entfernung ihrer Nichte vom Hofe der Geschichte ein Ende zu machen. Ein heimlicher Briefwechsel zwischen den beiden Liebenden schürte indes das Feuer der Liebe mehr und mehr.

Solange Friedrich der Grosse lebte, durfte der Prinz nicht hoffen, seinen Wunsch, Julie von Voss zeitlebens an sich zu ketten, ausführen zu können. Als aber der grosse König am 17. August 1786 seine grossen Augen für immer geschlossen hatte und Friedrich Wilhelm den Thron seiner Väter bestieg, dachte letzterer sogleich daran seinen Lieblingswunsch zu verwirklichen. Dienstefrige Hofschranzen sorgten dafür, dass der König möglichst oft in Schönhausen mit Julie von Voss zusammen war, sie wussten den Ehrgeiz des Fräuleins anzustacheln, dass sie durch eine illegitime Heirat mit dem König, diesen aus den Banden der Rietz befreien und dem Vaterlande einen grossen Dienst erweisen könne, und nachdem auch die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. aus diesem Grunde in die Scheinheirat gewilligt, war es leicht, das schöne Hoffräulein zu diesem Schritt zu bewegen. Vergebens versuchten Juliens Verwandte, sie davon zurückzuhalten, vergebens machte die Oberhofmeisterin von Voss den König auf das Verwerfliche solcher Scheinheirat aufmerksam, Friedrich Wilhelm verteidigte sich mit dem Hinweis auf die von Melanchthon erlaubte Doppelheirat des Fürsten Philipp von Hessen und Julie liebte den König nunmehr so innig, dass sie aus Liebe und Pflicht

zu noch grösseren Opfern und Demütigungen bereit gewesen wäre. Nachdem die regierende Königin schriftlich ihre Einwilligung gegeben hatte, wurde am 27. Mai 1787 in der Charlottenburger Schlosskapelle Julie von Voss unter dem Namen einer Gräfin von Ingenheim dem Könige zur linken Hand angetraut. †

Die Heirat wurde lange geheim gehalten, Julie schied aus dem Kreise der Hofdamen der alten Königin und siedelte nach Potsdam über. Nach und nach wurde die Sache jedoch bekannt, und obwohl der ganze Hof, selbst die schliesslich unterrichtete Königin-Witwe die Gräfin von Ingenheim mit Freundlichkeit und Ehrerbietung behandelten, so hatte sie doch unter höhnischen Blicken und spöttischen Bemerkungen, unter bitteren Kränkungen von manchen Seiten, besonders der Freundin des Königs, der Rietz, viel zu leiden und alle Liebe des Königs konnte ihr die sorglose Ruhe ihrer Jugendzeit nicht wiedergeben. Und schliesslich die Enttäuschung — ihr Opfer war umsonst gebracht. Wenige Monate nach der Heirat kehrte der König bereits zu seiner Freundin, der Rietz, zurück. Eine kurze Änderung trat wieder ein, als Julie von Voss ihrem königlichen Freunde am 2. Januar 1789 einen Sohn schenkte. Den ganzen Tag über wich Friedrich Wilhelm nicht von ihrem Bett, überhäufte sie mit Liebkosungen und prächtigen Geschenken und schien von seiner verderblichen Leidenschaft geheilt. Da verletzte sich der König einige Tage nach ihrer Entbindung den Fuss und musste das Bett hüten. Julie besorgt über das Ausbleiben des Königs, schenkte den Angaben ihrer Umgebung über den Unfall desselben keinen Glauben und verliess gegen den Willen der Ärzte das Bett, um den Geliebten aufzusuchen. Sie fürchtete den erneuten Einfluss der zur Gräfin v. Lichtenau erhobenen Rietz und die quälende Eifersucht liess sie alle Bedenken überwinden. Sie zog sich bei dem Besuch des Königs eine schwere Erkältung zu und kränkelte seitdem fortgesetzt. Trotzdem wohnte sie am 5. Februar in leichter Gewandung einer Hofcour bei und eine erneute Erkältung verschlimmerte ihr Übel derart, dass es in Brustschwindsucht ausartete. Bereits am 25. März 1789 machte ein starker Hustenanfall ihrem freud- und leidvollen Dasein ein Ende. Sie wurde von Charlottenburg, wo sie gestorben war, nach Buch gebracht und vor dem Altar der Kirche bestattet. *(S. im Archiv)*

Der König war untröstlich und vergoss bittere Thränen bei ihrem Tode, er hielt sich ein ganzes Jahr lang von allen Festlichkeiten zurück und schien den Verlust nicht ertragen zu können. Aber der Schein täuschte, bereits ein Jahr nach ihrem Tode, am 11. April 1790 liess Friedrich Wilhelm sich das schöne Hoffräulein Gräfin Sophie von Dönhoff zur linken Hand antrauen. So schnell war der Kummer verheilt, so schnell das Bild der schönen Julie von Voss aus seinem Innern entschwunden. — —

Nach dem Vortrage begaben sich die Teilnehmer an den stillen Gewässern der Panke entlang durch den dämmerigen Park zu jener Stelle, wo sich inmitten dunkler Edeltannen das dem Andenken an Julie von Voss gewidmete Kenotaphion⁺erhebt. Es ist ein schlichter Denkstein mit einem Reliefbild in der Front, welches den Engel des Todes darstellt, wie er eine Sterbende in seinen Mantel hüllt; die weib-



Das Denkmal der Gräfin Julie von Voss im Parke zu Buch.

liche Gestalt lächelt, ein Kranz von Rosen entsinkt ihrer Hand. Auf der einen Seite des Steins liest man:

natus V. July MDCCLXVI
obiit XXV. Merz MDCCLXXXIX

auf der andern:

Soror optima
Amica patriae
Vale.

+ Anmerkungen zum Grab

Ein eigenartiger Hauch umweht dieses im Tannendickicht verborgene Denkmal, leise rauscht das Wasser der Panke vorüber und erzählt den Buchen und Erlen, die sich über ihre trüben Fluten hinneigen, von der schönen Julie, die einst als Genossin eines Königs mit hohen Ehren bedacht wurde und nun hier in Buch vor dem Altar der Kirche einsam und fast vergessen ruht. Hier am Kenotaphion kann man sich so recht in die Betrachtung der Vergangenheit, in die Wandelbarkeit des irdischen Daseins versenken, und so manches poetisch begabte Gemüt hat hier die Saiten seiner Leier zu ergreifenden Tönen gerührt. Auch der Horaz der Brandenburgia, unser Vorstandsmitglied Herr Dr. C. Bolle konnte den Einflüsterungen seiner Muse nicht widerstehen und verfasste unter dem Eindruck des Geschauten das nachfolgende stimmungsreiche Sonett:

Soror optima, amica patriae.

O, dass ein Bild zu zeichnen ich verstünde,
Der Rosenknospe gleich, die sanft erschlossen!
Von schönsten Haares blondem Glanz umflossen,
Erscheint es uns an des Jahrhunderts Wende,

Das vor dem unsren schwand und ging zu Ende.
Man hat genannt sie Julia von Vossen,
Die allzu kühnes Werben erst verdrossen.
Am Saum des Purpurs rührten ihre Hände.

Was blieb von ihr? Ein Stein, umrauscht von Bäumen,
Der, liebevoll, das Schlimmste will verschweigen,
An dem wir stille stehn und von ihr träumen,

Die halb den König sich gewann zum Gatten,
Der seltsam absticht von der Andren Reigen,
Verdunkelt durch des grossen Friedrichs Schatten.

C. B.

Poesie und Sage haben sich vielfach mit Julie von Voss beschäftigt. Gleich nach ihrem Tode verbreitete sich das Gerücht, ihre Nebenbuhlerin, die Gräfin Lichtenau, habe sie durch vergiftete Limonade aus dem Wege geräumt, und der König befahl, um diesen falschen Gerüchten entgegenzutreten zu können, die Obduktion der Leiche, wodurch die oben angegebene Todesursache festgestellt wurde. Das Gerücht von dieser Vergiftung hat sich aber im Volke und besonders im Dorfe Buch erhalten, und man benutzt den Umstand, dass der weiblichen Figur auf dem Kenotaphion ein Finger fehlt, um daran die Sage zu knüpfen, dass hier die Giftphiole ausgemeisselt sei, welche der Erbauer des Denksteins seiner Schwester in die Hand gegeben hatte, um ihren gewaltsamen Tod anzudeuten. Ebenso ist man über die Ruhestätte der schönen Toten

völlig im Unklaren. Nach der allgemeinen Ansicht ist Julie von Voss vor dem Altar der Kirche in Buch bestattet und auch Fontane hat bei seinem Besuch eine Einsenkung im Fussboden gesehen, als ob dort eine Grabtafel hätte eingefügt werden sollen. Diese Einsenkung ist seit der Renovation im Jahre 1891 verschwunden. Nachgrabungen, welche bei dieser Gelegenheit — freilich ohne Wissen des Grafen — stattgefunden haben, sollen nichts Definitives, keine Knochen oder Sargteile zu Tage gefördert haben. Das Bucher Kirchenbuch enthält ausser Angabe des Geburts- und Todestages und der Ankunft der Leiche in Buch nichts weiter über Julie von Voss. Es ist also sehr leicht möglich, dass die Leiche an anderer Stelle beigesetzt ist, vielleicht im Parke unter dem Denkstein, der Abschiedsgruss Vale lässt diese Annahme sehr wohl möglich erscheinen.

Der weitere Spaziergang durch den Park und die sich anschliessende Fasanerie zeigte den Teilnehmern der Wanderfahrt die mannigfachen Schönheiten der Besitzung. Besonders fanden die herrlichen Baumgruppen, die ausgesucht schönen Exemplare einiger Tannen, Eichen, Buchen und Rüstern, vor allem aber eine wildwachsende Eibe gebührende Anerkennung. Diese Eibe, welche im Fasaneriegarten steht, ist anscheinend ein männliches Exemplar, da sie keine Früchte trug, und dürfte auf ein Alter von 500—600 Jahre zurückblicken. Sie kann sich also den im Herrenhausgarten zu Berlin befindlichen Veteranen getrost an die Seite stellen; bei dem abgelegenen, versteckten Standort des Baumes ist erklärlich, dass er bisher noch nicht bekannt gewesen ist.

Nach dem Besuch des Parks schritt man die Dorfstrasse zurück nach dem Bahnhofe zu, von wo aus die Rückfahrt nach Berlin gegen 8 Uhr erfolgte. In Berlin blieben die Teilnehmer im „Kuhstall“ in der Invalidenstrasse noch eine Zeit beisammen.

Herzlicher Dank sei zum Schluss Herrn Pastor Zillessen und Herrn Geheimrat Bluth für die Überlassung der Clichés zu diesem Aufsatz ausgesprochen.

Die wilde Eibe in der Buchschen Fasanerie.

Gar nicht von der Douglastanne Californiens, wohl dem raschwüchsigsten aller unser Klima ertragender Nadelhölzer zu reden, so ist es Thatsache, dass selbst unsere heimische Fichte in weniger als fünf- und zwanzig Jahren eine Höhe erreichen kann, zu der es die Eibe kaum in zwei bis drei Jahrhunderten bringt. So langsame Entwicklung darf allein schon als Kennzeichen einer überaus edlen und eigentümlichen Natur der Baumart gelten, welcher sie angehört, und muss demgemäss, als solche, Interesse erwecken. Eng damit verbunden und folgerichtig daraus abzuleiten erscheint die äusserst schwache Widerstandskraft des *Taxus* Kultureinflüssen gegenüber. Vor diesen, auch wo sie sich ihm

nur mit leisestem Anfluge nähern, weicht er bis zu gänzlichem Verschwinden in dem, was früher Wildnis war und jetzt Revier wurde, aus. Der Begriff der Anpassung existiert für ihn kaum. Das oft wiederholte Wort: *les Dieux s'en vont* dagegen hat für kein anderes Vegetabil grössere Gültigkeit.

Gerade dies alles ruft für die Eibe jene wehmütige Teilnahme wach, die für jedwede feinere Empfindung dem Hinschwindenden, dem Untergang Entgegengehenden anhaftet. Bei uns muss es mit ihr rasch abwärts gegangen sein. Man sucht nach ihr innerhalb der Grenzen unserer Mark, deren Waldungen sie als an sich schon gigantisches Unterholz in der Vorzeit zahlreich bewohnte. Noch im vorigen Jahrhundert scheinen nicht wenige historisch nachweisbare Lokalitäten vorhanden gewesen zu sein. Ich bin bemüht gewesen, dieselben litterarisch festzustellen.*) Wieviel mehr davon mögen unbekannt geblieben sein. Ungeachtet aller, vermöge des Fortschritts moderner Forstkultur umgestalteter Lebensbedingungen kann ein so rasches Verschwinden einer Baumart nicht anders als seltsam und fast unerklärlich anmuten und zwar unsomehr da, wo Menschenhand pflegend eingreift, von einem Niedergang der Lebenskraft eben dieser Species nicht das Mindeste zu verspüren ist.

Der *Taxus*, welcher in verflossener Woche in geringer Entfernung vom Dorfe Buch von uns aufgefunden worden ist, darf, wenn noch nicht mit Gewissheit, so doch mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit als wildwachsend angesehen werden. Er befindet sich in der sogenannten Fasanerie, einem Gehölz, das, in seltener Üppigkeit unregelmäßigen Baumwuchses, den vollen Charakter der Ursprünglichkeit trägt: Laubwald in wahrhaft himmelanstrebenden, von keiner Axt berührten Stämmen. Unmöglich, einen passenderen Standort für ein so verschollenes Geschlecht zu erdenken! Unter dem imponierenden Grün des allerdings für ein dergestalt kritisches Auge wie das unseres Ascherson bedenklich nahen Parks von Buch ist seines Gleichen nicht vorhanden, mithin an eine Aussaat von daher auch nicht zu denken. Somit hat der Fund, den wir in erster Linie dem scharf beobachtenden Auge unserer Vereinsgenossin, der Frau Stricker verdanken, eine dendrologische Bedeutsamkeit, die nicht hoch genug anzuschlagen ist.

Es war ein Augenblick des Glücks für mich, den alten Eibestamm mit geborstener rotbrauner Rinde und wehendem immergrünen Gipfel, diesen fast zum Fremdling gewordenen Autochthonen, aus heimlich moosgrünem Waldboden vor mir aufsteigen zu sehen und ihn

*) Andeutungen über die freiwillige Baum- und Strauchvegetation der Provinz Brandenburg, pag. 111, 112. Angebliches, neuerdings angeregtes Vorkommen der Eibe in der Priegnitz hat sich nicht bestätigt. *Taxus* und *Taxodium* sind nahverwandte Vokabeln, aber sehr von einander verschiedene Bäume.

schmeichelnd mit der Hand berühren zu dürfen. Wiederum ein Beispiel dafür, wie adeliger Besitz so manches schonend zu erhalten geeignet war, was unter rauherem Antasten von bauerlicher Hand wohl längst verschwunden wäre. Bald werden diesem Taxus die Rieselfelder unsrer Stadtgemeinde nahe auf den Leib rücken. Möge ihm, sowie dem herrlichen Park von Buch der gleiche Schutz, wie einst unter den Røbels und Voss, gesichert bleiben.

Der Stammumfang des in Vorstehendem konstatierten Eibenbaums beträgt, nach einer Messung des Herrn Maurer, in Brusthöhe 88 Centimeter. Die Höhe desselben darf vorläufig — denn längeres Verweilen bei der Seltenheit war diesmal nicht vergönnt — auf ca. 25 Fuss abgeschätzt werden. Nichtvorhandensein von Früchten lässt auf männliches Geschlecht schliessen.

Carl Bolle.

8. (6. ausserordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 10. September 1898.

Wanderfahrt nach Steglitz.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Garten des Wirtshauses Albrechtshot begab sich die zahlreich besuchte Versammlung nach dem neu erbauten Rathaus, dessen Besichtigung die erste Nummer des Programms bildete. Hier richtete im Empfangszimmer der zweite Vorsitzende, Herr Geh. Rat Friedel, eine kurze Ansprache an die Erschienenen, in der er auf das eigenartige nachbarliche Verhältnis von Steglitz zu Berlin hinwies. Eigenartig, insofern dem Anschein nach der überwiegende Teil der Bevölkerung des Vororts aus Berlinern bestehe, d. h. Männern, die ihre Beschäftigung und ihren Erwerb in Berlin haben, denen jedoch die Natur ihrer Thätigkeit gestatte, abseits von dem Lärm der Grossstadt in dem ruhigen und behaglichen Steglitz zu wohnen. In dieser Beziehung wäre es interessant zu wissen, wie es mit den Bewohnern des Vororts nach ihrer Beschäftigungsweise stehe, wie die Berufsarten in der Einwohnerschaft prozentualiter vertreten seien.

In seiner sich daran anschliessenden Ansprache ging der Orts- und Amtsvorsteher, Herr Bürgermeister Zimmermann, auf diesen Gesichtspunkt sogleich ein, wie seine im folgenden abgedruckten Worte bekunden. Herr Zimmermann sagte:

„Ich danke Ihnen für das durch Ihr freundliches Erscheinen unserem Ort gewidmete Interesse und beehre mich, Ihnen in unserem neuen Rat-